

«Viele vermeintlich Arme erkennen ihre Ressourcen nicht»

Man müsse aufhören, von Hilfe zu reden, und die Menschen anleiten, sich selbst zu helfen, findet Auma Obama, die Schwester des US-Präsidenten Barack Obama.

Interview: Charlotte Jacquemart

NZZ am Sonntag: Wer ist Frau Auma Obama?

Auma Obama: Das, was Sie sehen. Nicht mehr, nicht weniger. Ich arbeite im humanitären Bereich und bin hoffentlich damit eine gute Botschafterin für Kenya und Afrika.

Und die Schwester des US-Präsidenten.

Genau. Über den ich lieber nicht reden möchte, weil mir das nicht ansteht.

Das respektieren wir. Aber inwiefern profitieren Sie in Ihrer Arbeit davon, dass Sie die Schwester von Barack Obama sind?

Es ist ein Vorteil, den Namen Obama zu tragen. Nehmen Sie Ihr Beispiel: Sie reden jetzt mit mir! Das hätten Sie kaum gemacht, wenn ich Müller heissen würde. Ich bin mir bewusst, dass der Name Obama die Menschen interessiert, und schätze es, weil es meiner Arbeit eine Stimme gibt.

Also einfach ein Türöffner, um Partner und Donatoren für Ihre Stiftung zu finden?

Eher eine Plattform. Denn beweisen muss ich mich selbst. Zuerst wollen alle nur mit mir in einem Raum sitzen, um über meinen Bruder zu reden. Sobald mich die Leute aber kennen, kommen sie auf mich zu und fragen: Könnten wir zusammen eine Türe öffnen? So sind schon viele Dinge entstanden, weil mir die Menschen zugehört haben. Dafür bin ich Barack dankbar.

Ist es nicht frustrierend, dass man einen berühmten Namen besitzen muss, damit einem die Welt zuhört?

Ich habe das zu Beginn auch gedacht. Aber mit der Zeit habe ich gemerkt: Es ist ein Segen. Denn es ist so, wie Sie sagen: Hätte ich einen normalen Namen, könnte ich das selbe machen, würde aber nie so viel bewegen. Wenn ein berühmter Name der einzige Weg ist, Gehör zu finden, dann sei es so.

Drückt da nicht auch Verantwortung? Sie könnten Ihren Bruder mit unbedachten Worten in Verlegenheit bringen.

Natürlich. Ich bin mir dessen bewusst und gehe verantwortungsbewusst damit um. Und ich tue es so, dass es der Sache etwas bringt. Ich möchte nicht umsonst Baracks Schwester gewesen sein. Sie sind gekommen, weil ich Obama heisse - wenn Sie zur Türe rausgehen, hoffe ich, dass Sie an die Arbeit von Auma denken.

Sie sind nach vielen Jahren in Deutschland nach Kenya zurückgekehrt, um eine eigene Stiftung zu gründen. Was wollen Sie damit?

Ich habe nur ein Thema: Ich will Kinder und Jugendliche im ländlichen Afrika so weit bringen, dass sie finanziell unabhängig werden. Junge Menschen müssen ihr Leben selbst bestreiten können. Das ist das Ziel.

Das wollen viele. Offenbar ist es schwierig.

Es ist aber auch nicht so kompliziert oder akademisch, wie viele behaupten. Viele vermeintlich Arme haben viele Ressourcen - nur erkennen sie sie nicht, haben verlernt, sie zu nutzen, Einkommen daraus zu generieren.

Machen Sie ein Beispiel!

Die Menschen auf dem Land haben Hütten ohne Strom und fließendes Wasser. Sie halten sich für arm. Wenn ich aber da hingehe, stelle ich fest, dass sie fast immer mehrere Aaren Ackerland besitzen! Aber sie machen nichts damit, weil sie moderne Anbaumethoden nicht kennen, nur Subsistenzlandwirtschaft betreiben, die nicht

«Die afrikanische Jugend leidet an materieller Not. Die Jugendlichen Europas oft an seelischer Not.»

einmal alle Familienmitglieder ernährt. Die Kinder gehen zwar in die Schule, aber alle haben nur ein Ziel: einen Bürojob in Nairobi zu erhalten. Dass sie auf dem Lande als gut ausgebildete Bauern ein besseres Leben haben könnten, wissen sie nicht. Das bringen wir der jungen Generation wieder bei.

Funktioniert es?

Ja. Wir bringen mit Partnern modernes Know-how zu diesen Bauernfamilien. Als Erstes ändern wir ihr Bewusstsein: Ihr seid nicht arm, ihr seid reich, weil ihr Land habt. Es müssen nicht alle studieren, um einen Job und Einkommen zu finden. Es können gar nicht alle in Büros sitzen und Papiere von da nach dort schieben. Wir versuchen nicht, die Landflucht zu stoppen. Wir sagen den



Auma Obama

Die Schwester von US-Präsident Barack Obama wuchs in Kenya auf. Mit 18 konnte Obama dank einem Stipendium in Deutschland studieren. Nach dem Abschluss in Literatur in Heidelberg schrieb sie bis 1996 ihre Doktorarbeit in Bayreuth. Die 52-Jährige unterhält in Kenya die Stiftung «Sauti Kuu».

Bis heute ist der deutschsprachige Raum für Auma Obama eine wichtige Basis.

(Davos, 18. Juni 2014)

Jungen nur: Wer auf dem Land bleiben will, kann das. Und gut davon leben, wenn er es richtig macht. Die Jungen müssen kapieren: Sie haben Ressourcen - sie sind nicht arm.

Wie wählen Sie Jugendliche aus? Es gibt Millionen von jungen benachteiligten Kenyanern.

Sie suchen uns aus, nicht wir sie. Wir gehen zwar in die Schulen, stellen uns vor. Wir offerieren Sport und andere Aktivitäten, weil wir damit die Jungen gewinnen können. Aber danach müssen sich Kinder und Jugendliche an uns wenden, wenn sie bei uns mitmachen wollen.

Im Süden Europas gibt es eine hohe Jugendarbeitslosigkeit. Fühlen Sie sich diesen Jungen auch verpflichtet?

Ja. Die afrikanische Jugend leidet an materieller Not. Die Jugendlichen Europas oft an seelischer Not. Und natürlich gibt es auch Armut in Europa. Wir möchten, dass sich eines Tages Jugendliche aus Europa und Afrika genau darüber austauschen und gemeinsam Lösungen suchen.

Welche Jugend hat die besseren Perspektiven? Die Afrikaner oder die Europäer?

So kann ich das nicht sagen. Die Jugendlichen auf dem afrikanischen Kontinent sind sehr bewusst hungrig auf Bildung und ein besseres Leben. Die wollen etwas erreichen, finanziell unabhängig werden. Wenn Sie ein sechsjähriges Kind bei uns fragen: Wieso gehst du in die Schule?, sagt es: Weil ich mein Leben verbessern, Geld verdienen will. In Deutschland oder England sagen Kinder eher: Weil es Papa oder Mama so will. Viele europäische Jugendliche wissen nicht mehr, wieso sie sich noch einsetzen sollen. Das ist aber nicht der einzige Unterschied.

Sondern?

Die Kluft zwischen den Generationen ist in Europa riesig. Das gibt es bei uns in Afrika so nicht. Die Erwachsenen in Europa haben

oft eine Art Angst vor den Jugendlichen. Sie setzen sich lieber nicht mit ihnen auseinander. Der Graben macht die Erwachsenen ratlos - und die Jugendlichen hilflos! Die Jugendlichen sind verwirrt, richtungslos, oft einsam. Für mich als Kenyanerin ist das eine traurige Situation und mit ein Grund, wieso ich nach Kenya zurückgekehrt bin.

Der Westen hat in den letzten Jahrzehnten zig Milliarden in die klassische Entwicklungshilfe Afrikas gesteckt. Hat das Geld etwas bewirkt?

Makroökonomisch haben einige Länder viel erreicht. Es gibt sehr erfolgreiche afrikanische Volkswirtschaften, wie Nigeria, Tansania, Kenya. Aber es leben gleichzeitig immer noch zu viele Menschen in Armut. Einfach nur Geld in Projekte zu stecken, ist nicht nachhaltig. Wir müssen die wirtschaftliche Wertschöpfungskette nachhaltig gestalten. Die Menschen, mit denen ich arbeite, müssen verstehen, dass auch sie ein Teil dieser Kette sind. Wir müssen aufhören, von Hilfe zu reden - wir müssen die Menschen anleiten, sich selbst zu helfen.

Sie selbst sind mit 18 nach Deutschland «abgehauen», wie Sie in Ihrer Biografie schreiben.

Ja. Das musste ich! Weil mein Vater mich nicht hätte gehen lassen. Er hatte bis zu dem Zeitpunkt mein Leben bestimmt, und ich hatte Angst, er würde Nein sagen.

Ihr Vater hat Sie später besucht?

Gesucht! Aber ja, wir haben uns getroffen und geredet, und er hat mich schliesslich verstanden. In dem Moment wusste ich: Nun weiss er, dass ich erwachsen bin.

Sie haben Ihrem Bruder im Wahlkampf geholfen. Wieso gehen Sie nicht auch in die Politik?

Weil ich eine schlechte Politikerin wäre. Ich sage, was ich denke. Damit will ich nicht sagen, dass Politiker lügen, aber sie müssen diplomatisch sein. Wenn ich etwas nicht bin, ist es diplomatisch. Fragen Sie mein Team!

Afrika zieht neben Hilfswerken auch Investoren an

Extreme Armut – aber noch mehr Potenzial

Es ist ein bitterer Fakt: Ein Drittel der extrem Armen lebt in Schwarzafrika. Das ist gar mehr als vor 30 Jahren. Ein Grund dafür ist, dass die Region der Subsahara kaum Industrien besitzt, welche den Menschen Arbeit bieten.

Doch Afrika kennt nicht nur Armut, sondern ebenfalls viel Potenzial. Dies haben auch internationale Investoren gemerkt, die in immer grösserer Zahl vor Ort sind. Bei der UBS etwa ist Analyst Kilian Reber nicht allzu pessimistisch. In vielen Ländern der Subsahara entwickle sich der Binnenkonsum robust und trage die Länder vorwärts. «Vor allem dort, wo Investitionen in Infrastruktur und Effizienzsteigerungen stattfinden», sagt Reber. Selbst in der Landwirtschaft werde immer effizienter gearbeitet. Aber auch in

56 Mrd. \$

So viel direktes Investitionskapital floss 2013 in die Region südlich der Sahara. Die Summe steigt jährlich.

220

Global agierende Private-Equity-Manager sind heute in Schwarzafrika engagiert. 2013 kam es zu mehr als 1000 Fusionen und Firmenkäufen.

anderen Bereichen: Was Bankdienstleistungen betrifft, sind Frontier-Länder dem entwickelten Westen gar voraus. Zahlungen werden mehrheitlich übers Handy getätigt. Reber: «Manchmal haben Nachzügler Vorteile. Man wendet veraltete Technologien nicht mehr an.»

Am ökonomisch anfälligsten sind Länder, die parallel hohe Leistungsbilanzdefizite und Fiskaldefizite fahren. Darunter befinden sich Ghana, Sambia, aber auch Kenya, bei denen die entsprechenden Kennzahlen zwischen -6 und -14% des BIP pendeln. Sie sind auf ausländisches Kapital angewiesen. Für den Moment bleiben viele Länder der Subsahara auch vom Rohstoffexport abhängig. Denn in wertschöpfungssteigernde Industrieproduktionen dürften Geldgeber erst im grossen Stil investieren, wenn sich die institutionellen Rahmenbedingungen verbessern. Dazu gehören Rechtssicherheit, Eigentumsrechte, gute Infrastruktur. (Jac.)